

dtv

Im Urlaubslesebuch unterhalten Sie hochkarätige Autoren mit spannenden, anrührenden und heiteren Geschichten. Da genießt z. B. Dora Heldt den perfekten Sommer, während Sandra Lüpkes auf den Spuren einer Giftmischerin wandelt. Ewald Arenz will eigentlich nur pünktlich ins Theater kommen, T. C. Boyle wird vorübergehend Vegetarier, und Rafik Schami macht sich Gedanken über deutschen Nudelsalat.

Dreißig Autoren  
Dreißig Geschichten  
Dreißig Mal allerbeste Unterhaltung

Mit Erzählungen von Ewald Arenz, Bettina Balàka, Dörthe Binkert, Dietmar Bittrich, T. C. Boyle, Alex Capus, Osman Engin, Max Frisch, Arno Geiger, Daniel Glattauer, Dora Heldt, Paulus Hochgatterer, Mascha Kaléko, Sandra Lüpkes, Harald Martenstein, Judith Merchant, Guðrún Eva Mínervudóttir, Milena Moser, Angela Murmann, Matthias Politycki, Anne B. Ragde, Rafik Schami, Asta Scheib, Hansjörg Schertenleib, Daniel Schnorbusch, Frank Schulz, Ernő Szép, Petra Tessendorf, Michael Viewegh und Renate Welsh.

# Urlaubslesebuch

Herausgegeben von  
Karoline Adler

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Originalausgabe 2012  
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Alle Rechte vorbehalten  
(siehe Quellenhinweise S. 273 ff.)  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Ruth Botzenhardt  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21361-5

# Inhaltsverzeichnis

DORA HELDT	
Der perfekte Sommer .....	7
HARALD MARTENSTEIN	
Das Reisen .....	13
ALEX CAPUS	
Der Ernst des Lebens .....	19
DÖRTHE BINKERT	
Simon der Zauberer .....	29
T. CORAGHESSAN BOYLE	
Fleischeslust .....	36
EWALD ARENZ	
Hohe Zeit .....	67
SANDRA LÜPKES	
Keiner isst bei Witwe Winkler .....	70
DANIEL GLATTAUER	
Sommorgespräche .....	88
OSMAN ENGIN	
Ei spiik Deutsch .....	89
BETTINA BALÀKA	
Merci .....	94
ANNE B. RAGDE	
Regenferien in Norwegen .....	102
ERNŐ SZÉP	
Wo liegt gleich wieder dieses Quebec? .....	111
FRANK SCHULZ	
Männertreu .....	118
JUDITH MERCHANT	
Annette schreibt eine Ballade .....	126
MAX FRISCH	
Knipsen oder sehen? .....	141
HANSJÖRG SCHERTENLEIB	
Gute Menschen .....	146

DIETMAR BITTRICH	
Schattenseiten der Ferienwohnung .....	164
MICHAEL VIEWEGH	
Einundsiebzig Teerosen (ein literarisches Rätsel) ....	167
MATTHIAS POLITYCKI	
Sonnenbaden in Sibirien .....	174
MILENA MOSER	
Wenn Männer zu sehr kochen .....	183
PAULUS HOCHGATTERER	
Der Vogelzug .....	185
ASTA SCHEIB	
Rock Around The Clock .....	195
RAFIK SCHAMI	
Eine deutsche Leidenschaft namens Nudelsalat .....	202
PETRA TESSENDORF	
Stimmung in Rot .....	207
RENATE WELSH	
Buchteln .....	214
ARNO GEIGER	
Anna nicht vergessen .....	221
ANGELA MURMANN	
Mallorca-Wind .....	247
GUÐRÚN EVA MÍNERVUDÓTTIR	
Die Füße der Frau im Buchladen .....	249
DANIEL SCHNORBUSCH	
Unter Wasser .....	262
MASCHA KALÉKO	
Ein verträdelter Sonntag .....	266
DIE AUTOREN .....	273

DORA HELDT

## Der perfekte Sommer

Ich gelte in meinem Freundeskreis als Reisemuffel. Das kommt daher, dass ich mich weigere, meinen Sommerurlaub woanders als auf Sylt zu verbringen. Es ist nicht so, dass ich es nicht schon versucht hätte, aber an der Algarve, auf Fuerteventura oder auf Sizilien habe ich nie das gefunden, womit ich aufgewachsen bin: dieses perfekte Sommergefühl. Das habe ich nur auf Sylt.

Wie fast alle Sylter hatte meine Großmutter früher in ihrem Haus, in dem heute übrigens meine Eltern leben, Zimmer vermietet. Für heutige Verhältnisse unvorstellbar, waren die hundert Quadratmeter Wohnfläche doch so aufgeteilt, dass zehn Feriengäste gleichzeitig mit uns ihre Ferien dort verbringen konnten. Meine Familie wohnte damals auf dem Festland, aber in den Ferien waren wir immer bei meiner Großmutter. Meine Eltern schliefen dann mit meiner jüngeren Schwester in einem Einzelzimmer, und mein Bruder und ich hatten ein Etagenbett im ehemaligen Kohlenschuppen. Das war ein winziger Raum, in den nur dieses eine Bett passte. Die Tür des Zimmerchens ging nach außen auf. Bevor sich die Gäste morgens an uns vorbei zum Frühstück ins Gartenhaus begaben, schloss meine Großmutter uns kurzerhand ein, aus Furcht, einer von uns könnte einem zahlenden Urlauber aus Versehen die Tür vor den Latz knallen. Ich wachte also jeden Morgen von dem Geräusch eines sich drehenden Schlüssels auf. Dann war es acht Uhr. Aber das war in Ordnung so. Wir fuhren schließlich nicht nach Sylt, um zu schlafen.

Der erste morgendliche Anblick war immer meine Mutter, die in der Küche zwischen drei laufenden Kaffeemaschinen saß und Brötchen schmierte. Massen an Brötchen. Die wurden übrigens beim Milchmann um die Ecke gekauft, damals gab es ihn noch. Er hieß Willy und kannte jeden Kunden mit Namen. Eine Zeit lang hatte er einen Brötchenbringdienst angeboten, doch der wurde nach kurzer Zeit wieder eingestellt, weil die freilaufenden Schafe die Brötchentüten vor den Haustüren klauten. Danach man wieder zu Willy in den Laden.

Zwischen dem Frühstücksdienst für die Gäste und der Tagesvorbereitung meiner Eltern entstand jeden Morgen eine leichte Hektik, in der meine Geschwister und ich uns bemühten, niemandem im Weg zu stehen. Am besten setzte man sich schon ins Auto, in das mein Vater die Taschen schob, die von meiner Mutter nach und nach auf die Straße gestellt wurden. Spätestens um halb neun fuhren wir los. Zum Strand. Jeden Tag, wenn das Wetter es halbwegs zuließ. Deshalb waren wir hier. Darüber gab es keine Diskussion.

Es war auch äußerst wichtig, dass man am Tag der Anreise, gleich nach dem Auspacken, sofort Richtung Ellenbogen fuhr. Das war einfach so, da gab es keine Ausnahme. Immerhin ging es um die beste Stelle am Strand. Um den Ort, an dem sich in den nächsten Wochen der Großteil unseres Lebens abspielen würde. Die Stelle musste perfekt sein. Berücksichtigt wurden die Strandbreite, also die Entfernung zum Flutsaum, die Anzahl der Sandbänke bei Ebbe, die Länge des Übergangs vom Parkplatz, die Sandbeschaffenheit, die Form der Dünen und das Vorhandensein von Bühnenresten. Wir haben selten länger als fünfzehn Minuten dafür gebraucht, was wohl an der Dichte dieser besten Stellen lag, aber auch an unserer Erfahrung.

Die Stelle wurde sofort mit irgendwelchem Strandgut

markiert und danach wochenlang gegen Fremde verteidigt. Deshalb mussten wir auch immer um halb neun los. Damit wir die Ersten waren. Tag für Tag.

Natürlich waren wir nicht allein. Wir hatten durchaus etwas übrig für Geselligkeit, es waren schließlich Ferien. Wir waren elf Kinder und vierzehn Erwachsene. Neben meinen Eltern, meinen Geschwistern und mir, traf sich auch der Rest der Sylter Familie an der perfekten Stelle: nämlich meine Tante, mein Onkel, meine beiden Cousinen, die Hamburger Feriengäste meiner Tante (zwei Erwachsene, zwei Kinder), die Sylter Freunde meiner Tante (zwei Erwachsene, drei Kinder) und deren Dortmunder Gäste (zwei Erwachsene, ein Kind) und weitere Freunde (zwei Erwachsene, manchmal ein Hund).

Alle sammelten sich etwa zeitgleich auf dem Parkplatz an der perfekten Stelle. Wir Kinder standen in einer Reihe und wurden mit den leichteren Taschen, Schwimmringen und Bademänteln behängt. Die Erwachsenen teilten die schweren Säcke mit Windschutzplanen, Stangen, Heringen und Werkzeug, die Kühltaschen (pro Familie zwei plus eine für Getränke), die Badetaschen (deren Gewicht ich mir auch nach all den Jahren nicht erklären kann) und die Sachen, die kaputtgehen konnten (Sonnenbrillen, Fotoapparate und Super-8-Kamera), unter sich auf. Dann zogen wir in einer Karawane über die Dünen. Eine endlose Schlange, in der das eine oder andere Kind sich schon mal vor lauter Erschöpfung im weichen Sand zur Seite kippen ließ. Man blieb aber nur einen kleinen Moment liegen. Wenn der letzte Erwachsene mit dem knappen Satz »Wir holen dich heute Abend dann wieder hier ab« über einen hinweggestiegen war, war die Aussicht auf den Sprung ins kalte Wasser doch größer als die Unlust, die immer schwerer werdenden Taschen durch den Sand zu schleppen.

An der perfekten Stelle angekommen blieben wir Kinder in angemessenem Abstand im Sand sitzen, während die Väter generalstabsmäßig die Stangen, Heringe, Seile und Windschutzplanen in Reihe brachten. Unterbrochen von Anweisungen wie: »Also, wenn du das weiter so blöde hältst, sind wir heute Abend noch nicht fertig«, oder: »Der Wind kommt von der anderen Seite, die erste Stange kommt da vorn hin«, oder: »Nimm den Fuß weg, da soll der Hering rein«, wurde ein Areal abgesteckt, in dem anschließend zehn Decken, zwanzig Handtücher, Unmengen von Taschen und Strandspielzeugen verteilt wurden. Schaufeln mussten wegen der Verletzungsgefahr draußen bleiben. Die Aufbauzeit reduzierte sich im Laufe des Sommers von fünfundvierzig auf zwanzig Minuten. Alles Übungssache.

Und dann begann der Strandtag. Wir hatten genug Programm, es war nie langweilig. Wir sammelten Steine, aus denen abends Männchen geklebt wurden, Seesterne, die dann auf den Fensterbänken trockneten und nicht besonders gut rochen. Die älteren Kinder schwammen bis zu den Sandbänken, wo wir auf Schollen traten und später den immer länger gewordenen Weg zum Strand zurück mussten. Zwischendurch wurde man mit Sonnemilch aus gelben Flaschen eingerieben, spuckte die Kerne von Wassermelonen in den Sand und wischte mit Handtüchern Eier und Brötchen sauber, weil immer mindestens eine Kühltasche umkippte.

Burgen bauen war eine der Hauptbeschäftigungen. Neben den normalen Strandburgen der kleinen Kinder gab es auch architektonische Wunderwerke der Größeren, die aber nie richtig gewürdigt wurden.

»Mama, Petra hat meine Küchenwand eingetreten.«

»Kind, geh doch außen rum.«

»NEIN. Das ist ein Wintergarten.«

Die Erwachsenen sammelten Strandgut und errichteten damit einen Holzverschlag, auf den meine Tante später gelbe Tintenfische und rote Fische malte. Als sie auch noch zwei Sonnenschirme aufstellte, sah es aus wie eine kubanische Strandbar, einige Strandbesucher wollten bei uns Getränke kaufen, sie bekamen sie umsonst. Wir hatten ja so viel dabei.

Während mein Bruder aus den übrig gebliebenen Heringen und Seilen eine Hochsprunganlage baute, an der er den Fosbury-Flop übte, die Dortmunder anfangen, den diesjährigen Rekord im Beachball aufzustellen, meine Cousine und ich in Jeans baden gingen (in der »Bravo« hatte gestanden, dass sie dann besser sitzen), meine Schwester von den Hamburgern eingegraben wurde (»Nur bis zum Hals, hört ihr, sie soll noch Luft kriegen«) und meine kleine Cousine mit ihren Sylter Freunden alle Bademantelgürtel verknotete, lagen die Erwachsenen hinter dem Windschutz, lasen Zeitungen, lachten, sonnten sich und hoben erst den Kopf, wenn ein Kind so heulte, als ob tatsächlich etwas passiert wäre. Es passierte aber nie etwas Schlimmes, wenn man von Sand in den Augen, versehentliche Treffer beim Quallenweitwurf oder kleinere Handgemenge wegen eingetretener Wände absah. Alle halbe Stunde wurden Kühltaschen geöffnet und Essen verteilt, man wollte ja abends nichts Schweres zurückschleppen. Ab mittags tranken die Erwachsenen Korn-Sauer (Korn mit Bitterlemon), die Stimmung wurde immer fröhlicher, trotzdem vernachlässigte niemand seine Aufsichtspflicht. Onkel Paul blieb nüchtern und erklärte sich bereit, auf die kleinen Kinder aufzupassen, die baden wollten. Er lief am Strand auf und ab und zählte ständig die orangefarbenen Schwimmflügelpaare durch, die in den Wellen tanzten. Er war übrigens der einzige Nichtschwimmer. Ging aber immer gut.

An manchen Tagen sah das Wetter morgens so schlecht aus, dass andere Pläne gemacht wurden. Wir sind in Regenjacken über die Wanderdüne marschiert, haben am Morsumer Kliff Mauersegler beobachtet und ein tagelang am Strand gebautes Modellflugzeug fliegen lassen (nach drei Metern am Kliff zerschellt), haben am Bahndamm die Farben der Autos auf dem Autozug gezählt (damals gab es tatsächlich nicht nur große schwarze Autos, sondern auch noch kleine bunte), sind nacheinander die eingegrabenen Stufen am Roten Kliff in Kampen hinuntergeklettert und haben bei diversen Kinderfesten Preise abgeräumt. Meine Schwester wurde tatsächlich Kurkönigin in ihrer Altersklasse. Mit sieben. Da war das auch einfach. Ich wurde nur Dritte beim Fischestechen). Manchmal sahen wir »Dumbo, der fliegende Elefant« im Lister Urwaldkino oder kauften Krabben auf dem Kutter, die wir dann im Gartenhaus meiner Tante stundenlang pulten.

Aber egal, wo wir gerade waren und was wir taten, sobald der Himmel aufriss und die Sonne kam, ließen wir alles stehen und liegen, fuhren in einer affenartigen Geschwindigkeit nach Hause, packten unsere Sachen und kamen alle zeitgleich und aufgeregt am Parkplatz vor der perfekten Stelle an. Ohne Absprache. Aber deshalb waren wir ja hier. Das war Sommer.

In den letzten Jahren hat sich viel verändert. Es werden keine Strandburgen mehr gebaut, der altmodische Windschutz ist kaum noch zu sehen, das Urwaldkino ist geschlossen. Die Insel wird jedes Jahr voller, die Restaurants teurer und die Hotels größer. Wir Kinder von damals brauchen keine Schwimmflügel mehr, und meine Schwester wird seit Jahren nicht mehr eingegraben. Aber in jedem Sommer geht es wieder los. Die Suche nach der perfekten Stelle. Und wir finden sie jedes Jahr wieder. In höchstens fünfzehn Minuten. Und dann ist Sommer.

## Das Reisen

Vor allem auf eine Sache sollte man achten, wenn man mit Kindern verreist. Man sollte sorgfältig Gegenden vermeiden, die versuchen, mit dem Prädikat »Babydorf« oder »besonders kinderfreundlich« für sich zu werben. Da ist der Wurm drin. Wir waren mal in dem sogenannten Babydorf Trebesing in Österreich. Der Wurm, der in Trebesing drin ist, besteht aus der Autobahn. Es liegt direkt neben der Autobahn, und mit »direkt« meine ich: circa zwanzig bis dreißig Zentimeter. Ja, sie haben da eine pittoreske Lärm- und Sichtschutzwand mit Alpin-Touch hingebaut, die kann sogar jodeln und Schuhplattler tanzen, man kriegt fast nichts mit von der Autobahn, außer einem leichten Vibrieren. Trotzdem, wer will da hin?

Die Trebesinger sind babyfreundlich bis an die Grenze der Selbstaufgabe, aber manchmal kriegen sie so ein Glitzern in den Augen. Dieses Glitzern besagt: Wenn wir zwanzig Zentimeter neben dem Wolfgangsee liegen würden statt zwanzig Zentimeter neben der Autobahn, dann wären wir jetzt kein »Babydorf«, sondern ein »Millionärndorf« oder wenigstens ein »Besserverdienendendorf« oder zumindest ein »Dorf mit super Landschaft drum herum«, und das würd uns schon ein bisschen besser gefallen, gell.

Außerdem – es ist so furchtbar, all diese Leute mit den vielen Kindern. Links vibriert die Autobahn, rechts vibrieren die Babyfone, und überall ist ein Gesabber und Gegreine und Spinatausgespucke, wie man es allenfalls bei der eigenen Brut reizend findet. Im Babydorf gibt es

das gleiche Problem wie im Altenheim oder bei »Gute Zeiten, schlechte Zeiten«, zu monothematisch, was die Altersstruktur betrifft. Man wird an solchen Orten alten- oder jugend- oder kinderfeindlich im Lauf der Zeit, dagegen lässt sich nichts machen.

Deswegen spielt diese Geschichte nicht im Babydorf, sondern im Griechendorf.

Die früheste Erinnerung des Kindes besteht aus einem Felsen auf Kreta, etwa vierzig Zentimeter hoch, an dem es sich im Alter von zweidreiviertel das Füßchen gestoßen hat. Das war am Strand der Gemeinde Georgiopoulos. Dabei haben wir bei der gleichen Reise eine echte Wasserschildkröte gesehen und sind in echte Lebensgefahr geraten und haben eine Menge gut aussehende ältere Damen kennengelernt.

Die gut aussehenden älteren Damen haben uns schon beim Frühstück auf der Terrasse komisch angeschaut. Es waren, na, so sechs bis sieben, alle aus Deutschland. Einige reisten gemeinsam, andere waren alleine gekommen, jetzt waren sie ein Team. Ein gut aussehendes älteres Team, genau gesagt.

Die gut aussehende ältere Frau aus Griechenland existiert ja praktisch nicht, außer vielleicht in Athen oder Saloniki. Griechinnen sind jung und schön und tragen Miniröcke, oder sie sind alt und knorzig wie ein Olivenbaum und tragen schwarze Kutten, dazwischen gibt es nichts. Die ältere Frau in Minirock und tief ausgeschnittenem Pulli, die gesundheitsbewusst lebt und »Kim« raucht und am Strand einen Bikini in der Farbe ihres Lidschattens trägt, ist eine Errungenschaft der Industriegesellschaft, bei deren Konstruktion die Deutschen besonders erfolgreich waren, ähnlich wie beim Automobilbau.

Wir waren zu zweit, das Kind und ich. Jedes Jahr verreisen wir einmal gemeinsam. Das hat sich irgendwie so entwickelt. Auf Kreta waren wir mit zwei Rucksäcken

unterwegs, einem sehr großen und einem sehr kleinen. Aber wir sind schon am zweiten Tag in Georgiopoulos hängen geblieben.

Die älteren Damen haben mir immer gute Ratschläge gegeben. Jeden Tag zwei bis drei. »Sie müssen das Kind aber auch eincremen«, sagten sie. Und: »Vergessen Sie das Hütchen nicht, wenn Sie mit dem Kind an den Strand gehen.« Dabei lächelten sie. Es war ein falsches Lächeln. Ich lächelte zurück. Die Gesichter der älteren Damen spiegelten sich auf dem Bäuchlein des Kindes, denn das Bäuchlein glänzte unter einer zwei Zentimeter dicken Ölschicht.

Viele Männer hätten gerne ein Kind oder auch zwei und haben keines, weil die Frau fehlt. Daran gibt es leider nichts zu deuteln: Ohne Frau geht in Hinsicht Fortpflanzung noch immer wenig. Wer dieses Partnersuche-Problem hat, der sollte sich einfach ein kleineres Kind ausleihen, so etwa achtzig bis einhundert Zentimeter, und mit diesem Kind eine Reise machen. Es ist erstaunlich, wie die Attraktivität des männlichen Reisenden wächst, sobald er sich in Begleitung eines kleinen Kindes befindet. Vermutlich löst die Kombination aus erwiesener Zeugungsfähigkeit plus Fürsorglichkeit in der weiblichen Zirbeldrüse eine chemische Reaktion aus. Dieses Phänomen ist bekannt. Weniger bekannt ist die Tatsache, dass sich das emotionale Verhältnis der Frau zum allein reisenden Mann mit Kind etwa ab dem fünfzigsten Geburtstag ins Gegenteil verkehrt. Sobald die Frau das Fortpflanzungsalter hinter sich lässt, sieht sie in dem allein reisenden Vater, der in aller Öffentlichkeit die traditionelle Mutterrolle übernimmt, nicht mehr den potenziellen biologischen Partner, sondern den biologischen Rivalen. Sie gibt ihm gern zu verstehen, dass er es in Sachen Mütterlichkeit nicht so gut kann wie sie. Das kränkt ihn. Denn wir Männer sind in Sachen Mütterlichkeit mittlerweile Spitzenklasse.

Wir saßen beim Frühstück. Die älteren Damen sagten: »Passen Sie auf, dass er auch genug isst! Verträgt er auch das griechische Öl? Manche Kinder haben eine Allergie dagegen. Passen Sie aber auch auf, dass er nicht zu viel isst, das kann beim Baden gefährlich sein! Und immer an das Mützchen denken! Vergessen Sie nicht die Sandflöhe!«

Es gibt einen Terror der Hilfsbereitschaft. Irgendwann im 21. Jahrhundert wird es irgendwo in der Dritten Welt den ersten Volksaufstand gegen die Hilfsorganisationen geben. Das Volk wird sich zusammenrotten, und sie werden die Helfer der FAO, der UNICEF, von »Médecins Sans Frontières« und sämtlichen anderen abgefuckten NGOs auf ihren staubigen Dritte-Welt-Straßen vor sich hertreiben, Richtung Flugplatz. Help yourself, werden sie rufen, we don't need no education, I would rather go blind, und was man sonst noch so ruft in solchen Situationen.

»Buddelzeug, Buddelzeug«, sagte das Kind. Also gingen wir zurück aufs Zimmer. Unser Hotel lag am Strand, ein paar Meter hinter den Dünen, Blick aufs Meer, sehr hübsch und dabei wunderbar wohlfeil. Es war zehn oder elf Uhr. Eher elf. Das Buddelzeug lag auf dem Balkon. Ein rotes Eimerchen und ein gelbes Schäufelchen. Wir betraten den Balkon. In diesem Moment ging ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heftiger Windhauch durch die südliche Ägäis. Die Balkontür flog zu. Dann herrschte wieder Windstille. Wir waren gefangen.

Unser Balkon lag zu einem Parkplatz hin. Der Parkplatz war menschenleer. Die Zikaden sangen ihr ewiges Lied. Ich klopfte gegen die Balkontür. Was hieß überhaupt »Hilfe, wir werden gebraten« auf Griechisch? Ich rief laut »Kalimera! Ochi! Jamas!«, das heißt alles nicht »Hilfe«, aber es würde die Menschen vielleicht neugierig machen und herbeilaufen lassen. In dem »Sprachführer

Griechisch« unseres Reiseführers stand, was »Schuhgeschäft« und »Hafenamt« und »Bitte überprüfen Sie die Bremsen« heißt, aber so etwas Praktisches wie »Hilfe!« stand nicht darin.

Unsere Ausrüstung bestand aus zwei Badehosen, einem Plastikeimer und einem Plastikschäufelchen. Eingecremt waren wir noch nicht. Die griechische Sonne stieg und stieg. Obwohl es mir ein bisschen peinlich war, schrie ich mehrfach und mit verzweifelter Unterton den Satz »Bitte überprüfen Sie die Bremsen« und das Wort »Schuhgeschäft« vom Balkon hinab. Doch die Rufe verhallten ungehört.

»Strand gehen«, sagte das Kind. »Setz dich mal da in die Ecke«, erwiderte ich. »Jetzt darfst du vor allem keinen Sonnenbrand kriegen. Und ich muss vor allem die Ruhe bewahren.« Mit meinem Körper gab ich dem Kind Schatten. Gleichzeitig versuchte ich, mit dem Plastikschäufelchen die Balkontür zu öffnen. Man muss die Kante des Griffs vorsichtig in das Schlüsselloch einführen ... nein, besser mit der Schaufel aufstemmen ... oder vielleicht unten, wenn man unter dem Türschlitz nach dem Riegel angelt ... griechische Siebzigerjahre-Balkontüren gegen deutsche Neunzigerjahre-Plastikschaufeln, material- und verarbeitungstechnisch war es ein Kampf der Giganten. Nicht vergessen, dem Kind während des An-der-Türe-Herumbastelns mit dem Rumpf Schatten zu geben! Und die Sonne stieg.

Am Abend, auf der Hotelterrasse, machte das Kind einen tadellosen Eindruck. Fröhlich. Weißhäutig, mit einem ganz leichten Braunstich. Es hat gar nicht mitgekriegt, in welcher Gefahr wir schwebten. Es war ja noch klein. Ich dagegen war rot verbrannt. Geschwollene Nase, tränende Augen. Der Kampf gegen die Tür hatte fast zwei Stunden gedauert, währenddessen hatte ich dem Kind Geschichten aus der griechischen Mythologie erzählt. Die

Argonauten. Troja. Odysseus. Ikarus, der Junge, der zur Sonne flog.

»Sie müssen aber auch daran denken, sich selber einzuremen«, sagten die gut aussehenden älteren Damen. »Das mit dem Kind klappt ja schon recht gut.«

Es war ein Punktsieg. Aber sie werden uns nie wirklich respektieren. Niemals.

Am nächsten Tag stieß sich das Kind an dem Felsen das Füßchen, es schrie, es blutete, und ich trug es an den älteren Damen vorbei hoch in unser Zimmer, um das Füßchen zu kühlen und zu verbinden und um zu trösten und all das. Die älteren Damen sahen mich verächtlich an. Ein blutendes Kind.

Das Volk der Apachen und der weiße Mann haben Frieden geschlossen. Eines Tages wird auch Frieden herrschen zwischen Serben und Albanern. Aber zwischen den älteren Damen und den allein reisenden Vätern mit Kind wird niemals Friede sein.

## Der Ernst des Lebens

An jenem Tag war Großvater genau fünfundneunzig Jahre und fünfundneunzig Tage alt. Natürlich war es auch diesmal dasselbe – es war jedesmal dasselbe, wenn Vater und ich Großvater im Altersheim »Alpenblick« besuchten.

»Faß nichts an! Faß ja nichts an, hörst du?« schärfte Vater mir ein, während wir im Regen über den Parkplatz zum Haupteingang liefen.

Ich sagte: »Ja, Vater.«

Vater hatte einen Tick. Er war felsenfest überzeugt, daß das Altersheim hoffnungslos verseucht war mit Krankheitserregern aller Art. Dabei war der »Alpenblick« ein freundlicher weißer Neubau mit großen Fenstern, viel Naturstein, Holz allenthalben und einem Pingpong Tisch für die Junggebliebenen auf dem Vorplatz; alles in allem eine komfortable Seniorenresidenz, wie man das heute nennt, ganz nah beim Stadtzentrum und doch am Waldrand.

»Hier drin lebt alles«, pflegte Vater zu sagen, »alles lebt, mit Ausnahme vielleicht der Menschen. Jede Türklinke, jeder Stuhl, die Wände, Böden, Decken, ganz zu schweigen von den Betten und dem Eßgeschirr – alles lebt! Überall wimmelt es von Krankheitserregern: Milliarden von Bazillen, Mikroben, Bakterien, Viren ...«

Mein Vater war Sekundarlehrer. Vermutlich war das genetisch bedingt: Sein Vater war ebenfalls Sekundarlehrer gewesen und dessen Vater auch. Von all meinen Ahnen väterlicherseits war Urgroßvater der letzte gewesen, der nicht Sekundarlehrer war. Er war Steuerbeamter –

und das vermutlich auch nur, weil es vor 1848 noch keine Sekundarschulen gab. Gott sei Dank gibt es die Geschichte, dachte ich manchmal; zum Glück gibt es immer wieder Erdbeben, Revolutionen, Sintfluten, Weltkriege, technischen Fortschritt und all das. Sonst wären womöglich alle meine Vorfahren ausnahmslos Sekundarlehrer gewesen, seit Anbeginn der Zeit. Ich selbst wäre dann auch Sekundarlehrer, mein Sohn würde es auch und meine Kinder und meine ... meingottwieschrecklich. Das dachte ich manchmal.

Am schwersten wog für mich das Sekundarlehrertum meines Vaters. Wie die meisten seiner Berufskollegen glaubte er sich überall und lebenslänglich umzingelt von schwachsinnigen Schülern und verblödeten Erwachsenen. Und wenn er wie jetzt seinen steifen Schulmeisterfinger hob, war er kaum mehr zu bremsen.

»Ich weiß über die Krankheitserreger Bescheid, Vater«, sagte ich.

»Du sollst mich ernst nehmen, verdammt noch mal! Denk daran: Hier wohnen alte Menschen, Achtzig-, Neunzig-, Hundertjährige; die haben ein Leben lang Zeit gehabt, sämtliche Mikroben einzusammeln, die es auf dieser Welt überhaupt gibt! In diesem Haus ist zusammengestellt eine jahrtausendealte Krankheitsgeschichte versammelt. Diese Krankheitsgeschichte lagert sich ab an allen Wänden, auf jedem Kissen, an jeder Türklinke ...«

»Ja, Vater.«

»Sei nicht frech! Und was, glaubst du, haben diese Mikroben im Sinn? Meinst du etwa, die gehen friedlich und widerstandslos zugrunde wie all die verblödeten Greise hier drin? Das kannst du vergessen! Die Viecher sind schlau, mußt du wissen!«

»Ich weiß es, Vater.«

»Die Viecher sind Jahrmillionen alt. Hast du das ge-